

Von der Macht, ein Kind zu sein

Eine Weihnachtsbetrachtung von Kirchenrektor Karl Kern SJ, St. Michael München

In der darstellenden Kunst dominieren „das Jesusbaby und die Jesusleiche, beide wehrlos im Mutterschoß“. Diese Tatsache hat das Jesusbild vieler Menschen geprägt. Darauf hat der Theologe Gottfried Bachl hingewiesen („Der schwierige Jesus“). Auch das christliche Glaubensbekenntnis kreist um die beiden Eckpunkte Geburt und Tod. Wer an Weihnachten nur den „holden Knaben im lockigen Haar“ vor Augen hat, tappt in die Falle der Infantilisierung Jesu oder schwelgt in süßer Kleinkindidylle. Auf der anderen Seite kann sich das Nachdenken über die Gestalt Jesu in Themen wie Schuld, Sühne, Kreuz und Tod erschöpfen. Beide Sichtweisen, die isoliert den Lebensanfang oder das Lebensende in den Blick nehmen, entstellen die Gestalt Jesu. Sie werden auch dem weihnachtlichen Glauben nicht gerecht. Denn der will gerade aus hilflosem Kindsein und aus einem Dahinleben herausführen, das sich wie tot anfühlt.

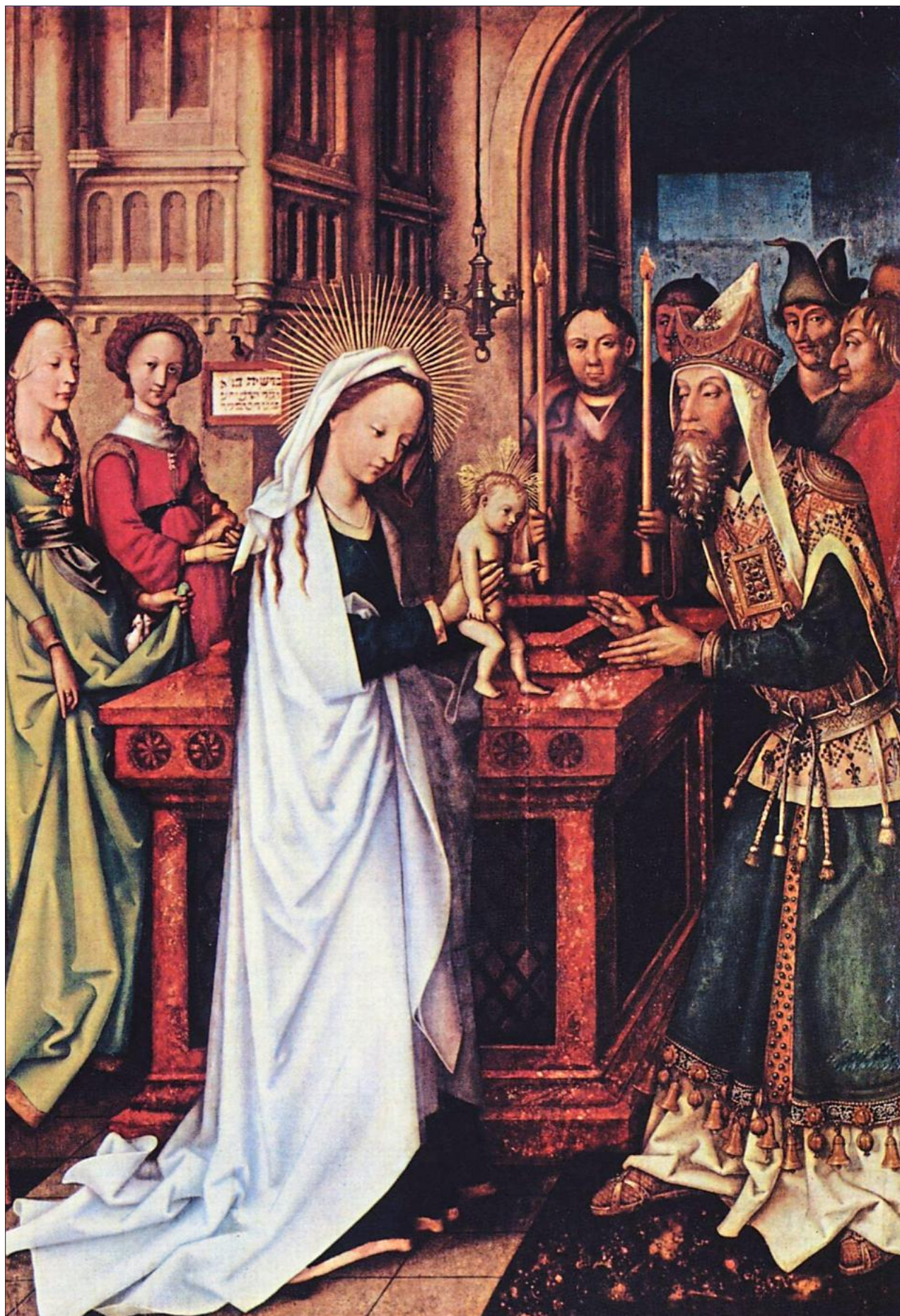
Jesu Kindheit – keine Idylle

Nur Matthäus und Lukas haben dem Leben des erwachsenen Jesus eine Kindheitsgeschichte vorgeschaltet (Mt 1-2; Lk 1-2). Matthäus verortet den Mann aus Nazareth in der jüdischen Verheißungsgeschichte: Sie läuft nach geheimnisvollem Plan auf ihn als Messias Israels und Erlöser aller Menschen zu. Auch Lukas setzt mit seinem Kindheits-evangelium im Zentrum des Judentums, im Tempel von Jerusalem, an. Doch weitet er in der bekannten Geburts-geschichte (Lk 2,1-14) die Perspektive auf die reichsrömische Welt hin aus. Bei beiden Evangelisten fällt auf: Es wird keine Kindheitsidylle geschildert. Kindermord und Flucht stehen dem bei Matthäus entgegen, Unglaube, Unverständnis, Voraussage von Schmerz und Leid durchziehen den Erzählkranz des Lukas. Und nicht zu vergessen: Beide Male geht es um Kleine-Leute-Geschichten, um Menschen, die von den Mächtigen hin und her geschoben oder bedroht werden. In beiden Kindheitsevangelien wird das ganze Leben Jesu schon präludiert – mit seinem Hoffnungspotenzial, seinem grausamen Ende und mit dem unerwarteten Neuanfang der Auferstehung.

Das älteste und das jüngste Evangelium kennen jedoch keine Kindheitsgeschichte. Das Markusevangelium ist unter dem Eindruck der Zerstörung Jerusalems um das Jahr 70 entstanden, das Johannesevangelium drei bis vier Jahrzehnte später. Das Judentum musste sich nach der Katastrophe des Jüdischen Krieges (66-70 n. Chr.) neu (er)finden. Der Tempel war dem Erdboden gleichgemacht, das Land verwüstet und entvölkert. Das Mehrheitsjudentum fand in der Tora, den fünf Büchern Mose, sein neues Zentrum. Eine jüdische Minderheit sah in Jesus den Messias. So wurde er zum Zentrum einer jüdischen Glaubensrichtung, die sich mehr und mehr aus der Ursprungsreligion herausentwickelte.

„Kind“ als Statusverzicht

Das Thema „Kindsein“ spielt sowohl bei Markus als auch bei Johannes eine wichtige Rolle. Markus schildert zunächst die verheißungsvollen Anfänge Jesu in Galiläa, doch ab der Mitte des Evangeliums ist alles auf seinen Zug nach Jerusalem hin ausgerichtet. Dabei



Hans Holbein d. Ä.: Darstellung Christi im Tempel, 1500/1501, Kunsthalle Hamburg.

Foto: CC

unterweist er seinen engsten Kreis über sein künftiges Leidensgeschick. „Sie kamen nach Kafarnaum. Als er dann im Haus war, fragte er sie: Worüber habt ihr auf dem Weg gesprochen? Sie schwiegen, denn sie hatten auf dem Weg miteinander darüber gesprochen, wer der Größte sei. Da setzte er sich, rief die Zwölf und sagte zu ihnen: Wer der Erste sein will, soll der Letzte von allen und der Diener aller sein. Und er stellte ein Kind in ihre Mitte, nahm es in seine Arme und sagte zu ihnen: Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht nur mich auf, sondern den, der mich gesandt hat.“ (Mk 9, 33-37).“

Jesus stellt ein Kind in die Mitte seiner Jünger, die um den Vorrang untereinander streiten. Was will er damit zum Ausdruck bringen? Er spielt auf den niedrigen Sozialstatus von Kindern an. Der Meister belehrt seine Jünger über die frei

gewählte, erwachsene Haltung des Dienens. In der antiken Welt standen nämlich Kinder auf der untersten Sprosse der sozialen Leiter, zumal man in der Weltsprache Griechisch beim Wort „paidion“ immer „pais“, zu Deutsch „Diener“, „Sklave“, mithörte. Kinder mussten oft – wie heute in den armen Ländern – die niedrigsten Arbeiten verrichten. Der älteste Evangelist zeichnet den Weg Jesu ans Kreuz primär nicht als Weg zum Märtyrertod, sondern als Weg des Statusverzichts.

„Kindsein“ als soziale Utopie

Man bedenke, dass die frühe Jesusbewegung die erste Bewegung in der Weltgeschichte war, in der Menschen sich unabhängig von ethnischer Zugehörigkeit, religiöser Herkunft, Geschlecht und sozialem Status zu Mählern um den gleichen Tisch trafen und einander mit dem geschwisterlichen Kuss begrüßten.

Statusverzicht und geschwisterliches Miteinander gaben den christlichen Anfängen einen mitreißenden Schwung. Die Vision einer universalen Freundschaft war geboren.

In einer zweiten Kinderszene weitet Markus diese Sicht ins Gesellschaftliche und Politische. „Ihr wisst, dass die, die als Herrscher gelten, ihre Völker unterdrücken und ihre Großen ihre Macht gegen sie gebrauchen“ (Mk 10,42). Vespasian war der erste Kaiser (69-79 n. Chr.) aus der Mittelschicht, nicht aus dem Hochadel. Mit ihm strebten viele „nach oben“. Sozialer Aufstieg war die Devise. Markus verbreitet eine Gegenbotschaft. Die ersten Christen lebten auf der Ebene des Hauses als Glaubensgeschwister eine Gegenwelt, die einer pyramidal und patriarchal strukturierten Gesellschaft völlig zuwiderlief. Sie praktizierten eine Revolution der Werte. Markus übersetzt damit die Lebenshingabe Jesu ins Soziale.

Ein Blick in die Welt von heute kommt zu der nüchternen Bilanz: Nichts Neues unter der Sonne! Politik, Wirtschaft und Gesellschaft funktionieren bis heute nach dem Muster Reichtum, Macht und Status. Gerade die christlichen Kirchen müssen sich fragen: Würde dieses Statusdenken nicht zu unkritisch übernommen und sogar überhöht? Trat nicht das ursprüngliche Anliegen Jesu, geschwisterliche Gemeinde zu sein, in den Hintergrund?

Neugeburt aus Glauben

Was die ersten Gemeinden verbunden hat, war ein neuer Glaube: der Glaube, dass der ewige, ungreifliche Gott in einem Menschenkind allen Menschen nahegekommen ist. Um diese Tiefenwahrheit der Inkarnation kreist der berühmte Johannesprolog (Joh 1,1-18). Er redet die hymnische Sprache von Ergriffenen, bleibt aber dabei ganz realistisch: Das göttliche Licht wurde nicht erkannt. Jesus fand nur bei wenigen die Antwort des Glaubens.

In diesem Zusammenhang wird im Prolog des Johannes das Thema „Kind“ eingespielt: „Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden“ (Joh 1,12f.). Der Glaube wird als Neugeburt „nicht aus dem Blut, nicht aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott“ beschrieben. „Blut“ verweist auf die Blutungen (Plural im Urtext!) der Frau, der „Wille des Mannes“ auf die Zeugung durch den Mann. „Der Wille des Fleisches“ ruft in Erinnerung, dass Mann und Frau „ein Fleisch“ werden (Gen 2,24) und so ein neuer Mensch entsteht. Der Glaube, von dem hier die Rede ist, hat nicht an menschlichen Maßen seine Bestimmung und seine Grenze. Er adelt das Menschsein in unermesslicher Weise. Es geht im Johannesevangelium allein um den Glauben, der zur vollendeten Liebe wird.

„Kindwerden“ als Prozess

Glaube ist der Mut, sich von Gott absolut bejaht, sich in Gott beheimatet zu wissen – so wie Jesus, das exemplarische „Kind Gottes“. Weil wir als Menschen nie restlose und ungetrübte Bejahung erfahren, uns jedoch danach sehnen, kann nur der Sprung des Glaubens in das Tiefenbewusstsein führen, geliebtes Kind Gottes zu sein. Solcher Glaube gibt die „Macht“, dem Leben zu trauen, auf eigenen Füßen zu stehen, die Vision einer universalen Freundschaft zu leben und sich im Kraftfeld einer alles umfassenden Liebe tief hinabzubeugen zu den Armen, Elenden und Kleinen. Das wäre Kindsein als entwickelter und gereifter, als erwachsener Zustand.

Unbekümmert, spielerisch, mitfühlend, einfach und offen zu sein wie ein Kind ist die Frucht eines lebenslangen Reifungsprozesses. Er führt nicht zurück in die Kindheit, sondern geht nach vorne, hin zu einem immer bewussteren und erwachseneren Lebensstil. „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich hineinkommen“, sagt Jesus bei Matthäus (Mt 18,3). Immer mehr Mensch- und Kindwerden, in jedem Menschen das Kind Gottes sehen, dabei einander dienen und aus dem Geist von Hingabe und Hoffnung leben – das wäre jenes Himmelreich, das schon mitten auf der Erde beginnt.